

Literatur des Auslandes.

N^o 72.

Berlin, Freitag den 15. Juni

1838.

Frankreich.

Die Schauspieler und Harlekine der älteren Italiänischen und Französischen Komödie.

Le Sage würde über das Leben der Französischen Harlekine ein hübsches Buch geschrieben haben; er hätte die buntwechselluften Abenteuer seiner Helden in eine vortreffliche Erzählung zusammengedrängt, für die Leute, die bloß Geschichten suchen, durch ihre kuriosen Begebenheiten anziehend, für den tieferen Forscher der Menschennatur dagegen interessant durch die tausend feinen Charakterzüge, die scharfen Hiebe des Spottes und die ernste und lachende Philosophie, wie sie der Gegenstand unwillkürlich mit sich bringt. Er selbst hätte sich zum Harlekin gemacht, der die Geschichten aller Harlekine erzählt; er hätte sich unter sie, nicht über sie gestellt; er hätte nicht vornehm von der Foire St. Germain herab seine Leute gemustert, sondern wäre selbst auf der Bühne aufgetreten, mit ihnen lachend und spottend, Scherz und Täuschung treibend. Unter den lebenden Französischen Schriftstellern jedoch giebt es Einen, der uns das „Leben der Harlekine“ mit all dem Gusto, all der munteren Laune und hinreißenden Gemüthlichkeit seines eigenen Geistes erzählen könnte — das ist: Paul de Kock*).

Wir geben hier aus dem Leben einiger älteren Französischen Schauspieler, unter denen die Harlekine nicht vergessen worden sind, ein paar kuriose Data, die aus einem Haufen Spreu herausgelesen sind, welcher, zwar im Ganzen von geringem Werth, doch dem Leser nicht so leicht in die Hände fallen möchte, selbst wenn er Zeit und Lust haben sollte, ihn selbst durchzustöbern. Wir beginnen mit Angelo Constantini.

Angelo Constantini ward geboren zu Verona und trat in sehr früher Jugend als Harlekin auf. Seine Geschichte ist eben so kurios als tragisch. Er ging 1681 nach Frankreich, schloß sich der Italiänischen Truppe an und spielte bis zur Aufhebung des Theaters im Jahre 1697. Hierauf besuchte er Braunschweig, wo er von August I., König von Polen, eine Einladung bekam, in seinen Dienst zu treten. Angelo nahm das Anerbieten an und suchte sogleich eine vollständige Schauspieler-Truppe zusammenzubringen, die im Stande war, abwechselnd Komödien und Italiänische komische Opern darzustellen. In dieser Absicht besuchte er Frankreich aufs neue und entledigte sich seines Auftrags so geschickt, daß der König ihm zum Lohn einen Adelsbrief schenkte und ihn mit dem Amt eines Direktors der menus plaisirs Seiner Majestät, eines Kammer- und Juwelenbewahrers u. s. w. beehrte. Man schloß natürlich, daß Constantini's Stück nun für immer begründet wäre. Seine Unklugheit jedoch und eine ungezügelt Leidenschaft für das weibliche Geschlecht stürzten ihn ins Verderben. Harlekin wagte es, seine Wünsche zu demselben Idol zu erheben, das sein Patron, der König, anbetete. Die Dame, von der Frechheit ihres neuen Liebhabers erbittert, denunzirte ihn, indem sie den König bat, er selbst möchte, an einem passenden Ort verborgen, ein Zeuge seyn von der Vermessenheit seines Dieners. Harlekin kam und erneuerte seine Bewerbungen, als der zornige Monarch mit gezücktem Säbel hervorstürzte und sich nur mit Mühe zurückhalten ließ, Constantini todt zu seinen Füßen hinzustrecken. Welch grauser Abstand tritt jetzt ein zwischen dem armen Harlekin und den menus plaisirs des Polnischen Hofes! Zwanzig Jahre lang mußte der Elende in einsamer Gefangenschaft auf der Festung Königstein schmachten. Später besuchte August die Festung, und hier that der arme Harlekin mit seinem zwanzigjährigen Bart einen Zufall und bat um Gnade. Der König war unerbittlich; doch nach Verlauf eines zweiten Jahres wurde Constantini aus seinem Kerker befreit und ihm alle seine Habseligkeiten zugestellt, mit dem Befehl, das Land zu verlassen.

* Den Namen dieses Schriftstellers finden wir jetzt hin und wieder von Deutschen Uebersetzern als Paul von Kock wiedergegeben. Das ist jedoch eine Adelsverleibung, die der Französische Schriftsteller nur der Untunde zu verdanken hat. Herr Paul de Kock ist von Flämändischer (oder Holländischer) Abkunft und das „de“ in seinem Namen ist nicht die Adels-Präposition, sondern der bestimmte Artikel, wie man ihn häufig in Niederländischen Namen findet, da ein Holländisches oder Flämändisches Substantiv niemals ohne den Artikel ausgesprochen wird. „Paul de Kock“ — übersetzt, heißt ganz einfach „Paul Kock“, eben so wie „de Potter“ nicht in „von Potter“, sondern in „Pöffer“, und „de Friend“ woraus der Name Devrient entstanden ist, in „Freund“ zu übersetzen seyn würde.

Constantini begab sich sogleich nach seinem Geburtsort Verona; doch nach kurzem Aufenthalt in der Heimath trieb ihn der Wunsch, Paris zu besuchen und auf dem Schauplatz seines früheren Ruhms wieder zu erscheinen, nach Frankreich, wo er unter gewissen Bedingungen in die Italiänische Truppe trat und sich verpflichtete, für die Summe von 1000 Kronen in fünf oder sechs Stücken zu spielen. Der „Mercure de France“ giebt von Constantini's Wiederaufreten folgenden Bericht: — „Am Sonnabend, den 3. Februar 1729, trat Signor Angelo Constantini, aus Verona gebürtig, in dem Hotel de Bourgogne in der Komödie „La Foire St. Germain“ auf, wie sie ursprünglich im Jahre 1696 gegeben wurde. Diesem Stück ging ein Prolog vorher, in welchem sich Constantini als ein alter Mann produzierte, der nachher seine alterthümliche Verkleidung abwirft und in seinem gewöhnlichen Charakter erscheint.“ Der Mercure giebt den Inhalt des Stückes und endet damit, seinen Lesern zu erzählen, daß der Schauspieler „vom Publikum günstig aufgenommen wurde.“

Man kann sich denken, daß das Wiederaufreten eines Schauspielers in Paris, derges gewagt hatte, der Geliebten eines Königs seine Liebe zu erklären, und der diese Kühnheit durch eine einundzwanzigjährige Gefangenschaft gebüßt hatte, ein Ereigniß war von nicht gewöhnlicher Bedeutung. Dieser Umstand allein hätte ihn zu dem Ruf eines ausgezeichneten Schauspielers erhoben. Daher finden wir, daß Herzoginnen sich drängten, ihn zu sehen. Die Herzogin von Bourbon und die von Maine, mit vielen Herren und Damen, beehrten die Darstellungen Constantini's. Doch das Alter und der Kerker der Festung Königstein hatten den armen Harlekin zu Grunde gerichtet, und nach kurzer Zeit zog er sich wieder nach Verona zurück, wo er gegen das Ende des Jahres 1729, desselben Jahres, in welchem er der Welt wiedergegeben worden war, starb. Er hinterließ eine Tochter von seiner Frau Auretta, eine arme und mittelmäßige Schauspielerin, wie unsere Quelle sagt, die als Nonne in Chaumont starb, und einen Sohn, Gabriel, der als Harlekin auf der Italiänischen Bühne lebte und endigte.

Francesco Materazzi wurde geboren zu Mailand und trat zuerst in Paris bei der Italiänischen Truppe 1716 auf. Er fing als Harlekin an, gab aber hernach meist die Rolle des Doktors. Er starb in Paris im Alter von 86 Jahren und scheint ein freundlicher, gutherziger Mann gewesen zu seyn, von dem trefflichsten Charakter und dem ruhigsten Temperament. Er heirathete die Witwe des Pantalon Pietro Alborghetti, in der bloßen Absicht, wie er gestand, ihr Alles, was er in Frankreich besaß, zu vermachen. Seine Frau lebte in Italien und bekam eine jährliche Pension von ihm.

Tomaso Antonio Vicentini, allgemein bekannt unter dem Namen Thomassin, war aus Vicenza gebürtig und eines der ursprünglichen Mitglieder der Italiänischen Truppe, die Riccoboni der Ältere unter den Auspizien des Regenten um 1716 zusammenbrachte. In Thomassin's Händen gewann Harlekin einen viel größeren Ruf, als bei irgend einem seiner Vorgänger. Er war von Natur mit Fähigkeiten begabt, die ihn zum ersten Komiker machten. Seine Beweglichkeit, sein ungezügelter Humor, seine unwiderstehliche Anmuth, sein plötzlicher Pathos mitten in dem schallenden Gelächter, das er durch seine Poffen erregt, ein einziger Zug, eine Anspielung, deren Wirkung er durch den Zauber seines Genies zu einem positiven Gefühl steigerte, dies Alles konnte seinen Zuschauern Thränen entlocken, während der Dichter dadurch auf einmal zu einem nie geahnten, nie beabsichtigten Ruf kam; und alles dies wußte er trotz einer Larve zu bewirken, die eben so sehr dazu eingerichtet schien, Furcht als Lachen zu erregen. Oft, wenn er die Zuhörer durch den unvergleichlichen Humor seiner Klagen in einen Taumel von Fröhlichkeit fortgerissen, pflegte er plötzlich in seinen Poffen inne zu halten und die zarteste Empfindung und Sympathie zu erregen durch die Gewalt und Tiefe seiner Leidenschaft.

Signor Thomassin betrat zum erstenmal die Pariser Bühne im Jahre 1716 in dem Theater des Palais-Royal, in einer Komödie, die betitelt war „L'heureuse surprise“. Herr Goussier erzählt bei der Erwähnung dieses Debüts eine Anekdote, welche uns von der Gewandtheit unseres Helden einen Begriff giebt. Der berühmte Dominique, der dem Harlekin in Frankreich so viel Ansehen verschaffte, hatte in seiner Stimme einen gewissen Fehler, an den sich aber die Leute so lange gewöhnt, daß sie am Ende es für einen Vorzug hielten; daher galt jeder Harlekin, der nicht die

Worte nach seiner Manier herköllern und die plumpe Stimme eines Papageien affektiren konnte, für einen Stümper. Thomassin besaß diese glückliche Fähigkeit nicht, und er und der Dichter waren in Verzweiflung, als die Prüfungsstunde herankam. Endlich kamen sie auf folgenden Ausweg: — Das Stück „L'heureuse surprise“ hatte mehrere Nacht-Scenen, von denen eine gleich an den Anfang des Stücks versetzt wurde. Das Stück begann: Lelio ruft Harlekin, seinen Bedienten, der zuerst keine Antwort giebt; dann giebt er nach langen Pausen einen Laut oder ein paar unverständliche Worte von sich, indem er sogleich wieder in tiefen Schlaf fällt. Lelio geht hinaus, ihn zu suchen, und kehrt mit ihm zusammen auf die Bühne zurück, wo Harlekin im Stehen fortschläft. Lelio weckt ihn mit großer Mühe auf; er giebt eine kurze Antwort, fällt auf die Bühne hin und schläft wieder ein. Der Herr richtet ihn auf, aber Harlekin schläft noch in Lelio's Armen. So erhält der neue Harlekin eine Viertelstunde lang seine Zuhörer in einem beständigen Lachen, ohne ein deutliches Wort auszusprechen. Als er nun Muth faßte und in seiner eigenen Weise sprach, erlaubte man ihm, wie sein Geschichtschreiber erzählt, natürlich zu seyn. Thomassin, der Jahre lang ganz Paris lachen gemacht, dessen Name das Synonym geworden von Wis, Humor und Beweglichkeit, starb, 57 Jahr alt, im Jahr 1739, nach einer langen, schmerzlichen Krankheit, die ihn gezwungen, eine geraume Zeit vor seinem Tode das Theater zu verlassen. Thomassin hinterließ mehrere Söhne, von denen drei als Harlekine mit mittelmäßigem Erfolge auftraten.

Auch von einem Engländer lesen wir, Namens Baxter, der, nachdem er als Harlekin in der Foire St. Laurent großen Beifall geerntet, mit immer größerem Ruf durch die Provinzen reiste bis zum Jahre 1721, wo er von der Welt Abschied nahm und, sich in eine Einsiedelei zurückziehend, ein wahrer Anachoret wurde. Er starb, wie der Verfasser der Mémoires sur les Spectacles de la Foire erzählt, „voll von Empfindungen der reinsten Frömmigkeit.“ Welcher Sprung von dem Lachen, dem Spektakel, dem Glanz und dem Beifallklatschen der Foire St. Laurent zu der feierlichen Stille eines uralten Waldes, von einem Theater zur Hütte, von den Komödien Niccoboni's zu einem Rosenkranz!

Belloni war ein Kind der Insel Zante und wurde von dem Fürsten Philipp von Soissons nach Paris gebracht, der ihn zu einem seiner Bedienten machte und ihn in Musik und Tanz unterrichten ließ. Eine Truppe, die im Hôtel de Soissons spielte, erweckte in Belloni die Liebe zur Kunst, und nachdem er den Dienst des Fürsten verlassen, trat er in St. Denis als Scaramouche auf. 1704 wurde er ein Mitglied von Frau Baron's Truppe, und um von seinem Ruf als Künstler für sein Vermögen Vortheil zu ziehen, miethete er sich in ein Kaffeehaus in der Rue de Petits Champs ein, wo er ein großes Gemälde aufstellen ließ mit den Portraits der ganzen Italiänischen Truppe und seiner eigenen Figur, die nicht wenig unter den übrigen hervorragte. Das „Gewerbe“ nahm Anstoß an dem drohenden Anblick Scaramouche's und beschloß, ihn zu verderben. Höre man, welche Kleinigkeit ihnen zum Ziele half. In einer bösen Stunde erspähte ein Gast des Kaffeehauses auf dem Boden seiner Tasse ein Stümpfchen von einem Talglichte. Der Geschichtschreiber erklärt sich außer Stande, den schrecklichen Austritt zu schildern, der nun erfolgte; jeder anwesende Gast schwur einen Eid, nie wieder das Café Comique zu betreten, und alle hielten ihr Wort. Die Geschichte verbreitete sich, und Scaramouche war ruiniert. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Manuel pour l'analyse des substances organiques. — Von J. Liebig. Aus dem Deutschen übersetzt von A. J. L. Nouvau. 31 Fr.
 Le Comte de Nety, 1047—1086. — Von Lottin de Lavaul. 2 Bänden. Brüssel. 7 Fr.
 Mémoires tirés des archives de la police de Paris. — Von J. Veucliet. Bd. 5 u. 6. 15 Fr.
 Ni Pan, ni Pantre. Roman de moeurs. — Von A. Ricard. 2 Bde. 15 Fr.
 Histoire générale d'Espagne. — Von C. Romey. Erster Theil.
 Orgueil et amour. — Von H. Spiegel. 2 Bde. 15 Fr.
 Souvenirs intimes du tems de l'empire. — Von E. M. Saint-Hilaire. 2 Bde. 15 Fr.
 Etudes sur l'art d'extraire immédiatement le fer de ses minerais sans convertir le métal en fonte. — Von L. Richard. 4 3/4 Fr.

S p a n i e n.

Poesie in den Pyrenäen.

In den Ober-Pyrenäen, auf der Straße von Barège, findet sich ein herrliches Thal, das Thal von Argeles. Man athmet darin eine reine Luft, welche die Seele erfrischt, und alle Gegensehände desselben erfreuen das Auge; eine weite Ebene entfaltet zu den Füßen des Beschauers die Wunder einer reichen Vegetation, und grüne, mit Heerden bedeckte Berge krönen die Landschaft. Hier ist es, wo die Doppelkette der Pyrenäen ihren Anfang nimmt. Anfänglich sind es kleine Felsen, die von weitem den Hüften der Schäfer gleichen; allmählig wachsen sie, erheben sich bis in die Wolken und scheinen zuletzt das blaue Himmelsgeze wölbe zu tragen.

Auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges bemerkt man ein einzelnstehendes Schloß, welches sich vor den anderen Gebäuden durch eine elegantere und gesuchtere Bauart auszeichnet. Seine Mauern sind geborsten und mit Schlingpflanzen bedeckt, — die Schwalben fliegen münder durch die zerbrochenen Fenster ein und aus, und der Wind raffelt mit den losen Dachsteinen. Es ist

ein wüster, verlassener Ort, wo der Reisende keine Spur einer sorgfamen Hand entdeckt, die sich bemühte, dem allgemeinen Verfall zu steuern. Und dennoch ist der ehemalige Bewohner dieses Schloßes nicht gänzlich todt; er hat einen unsterblichen Namen hinterlassen, der oft noch vom Echo des Gebirges genannt wird. Es ist der Name Despourrins', des Helden der Pyrenäen, des Verfassers der Tausende von Liedern, die zu jeder Stunde in der Ebene, auf den Bergen und Felsen und in den Thälern wiederklingen. Die Liebe, die Melancholie, die Freude, alle Leidenschaften der Seele finden sich harmonisch darin ausgedrückt. Es giebt keine Hütte, kein Schloß in der ganzen Ausdehnung des Gebirges, wo man nicht die Lieder Despourrins' sänge. Ihre Melodien schweben fortwährend in der Luft, wie der Gesang der Vögel an einem schönen Frühlingsmorgen.

Und war es etwa ein Wunder, daß ein Dichter in einer so majestätischen und malerischen Gegend geboren wurde? Selbst der Ungebildteste ist nicht im Stande, sie zu betrachten, ohne davon ergriffen zu werden. Mußten jene großartigen Landschaften, deren Anblick mit jeder Minute wechselt, — jene Wolken, die sich aus dem Thale als graue Nebel emporheben, um phantastische Gestalten am blauen Himmel anzunehmen, — jene Ströme, jene Wasserfälle, welche die Felsen mit sich fortzureißen drohen, — jene wüsten Gebirgskegel, die vom Adler langsam umkreist werden, nicht eine so regsame Einbildungskraft entflammen, wie die Despourrins'? Mußten sie nicht tausend Bilder, tausend Träume, tausend Gedanken in seiner Seele erwecken? Konnte er sich enthalten, so viele Wunder zu besingen, — auszudrücken, was er fühlte, sah, vernahm?

Bald dehnt sich diese Natur wollüstig unter den Liebkosungen der Sonnenstrahlen, badet ihre Brust in Thau und bekränzt sich mit Blumen; bald erblaßt sie wie eine verlassene Geliebte und scheint, indem sie Früchte und Blätter abwirft, Thränen der Verzweiflung zu vergießen. Später altert sie und bedeckt ihre verblühten Reize mit dem weiten Nebel und dichten Schneemantel. Die Muse Despourrins' malt jedoch nicht alle diese Veränderungen, — sie ist stets schmeichelnd wie der Frühlingshauch: er singt nur die Liebe. Sie bildet den Grundton aller seiner Gedichte; er schildert ihre tausend Abstufungen und Uebergänge, ihre Launen, Hoffnungen und Befürchtungen, ihre Freuden und ihre Qualen, ihre Eifersucht und ihren Verrath. Es giebt keinen Vers von ihm, der nicht der Liebe geweiht wäre. Aber er hat nur die ungekünstelte Liebe der Hirten auf dem Felde, am Fuße eines Berges, auf dem Abhange eines Hügel, an der Quelle oder unter einem alten Baume gesungen.

Despourrins stammte von einer Hirten-Familie, und seine Poesieen sind gleichsam ein Seelenband, welches ihn mit seinen Vorfahren verbindet. Einer derselben erwarb sich in Spanien Vermögen; er kaufte nach seiner Rückkunft eine große Abtei und erwarb damit alle Rechte des Adels. Der Vater unseres Dichters hatte mit Glück im Heere gedient, — seine Tapferkeit war in der Französischen Armee zum Sprüchwort geworden. Als ihn einst drei fremde Edelleute beleidigt hatten, forderte er sie alle drei auf einmal und überwand sie sämmtlich. Zur Erinnerung an diesen Sieg gestattete ihm der König, drei Degen über seiner Hausthür in Stein graben zu lassen, die man noch heut' erkennen kann. Unser Dichter wurde mit dem Titel eines Chevaliers geboren; in seinen Béarnischen Poesieen findet sich jedoch nicht eine einzige Andeutung davon. Trotz seiner edlen Geburt blieb er im Grunde seiner Seele ein Hirt. Alle Personen in seinen Gedichten sind Schäfer, — er singt nur für sie, er spricht nur von ihren Hüften, ihren einfachen Sitten, ihren Heerden und ihrer Liebe.

Nichts ist so grazios wie die Bilder, die er vom Schäferleben zu entwerfen versteht. Hier sind es Liebende, die, um längere Zeit bei einander seyn zu können, ihre Heerden schon vor Aufgang der Sonne auf die Weide treiben; der Eine bringt Brod, der Andere Butter mit, — sie ziehen sich in ein Gebüsch zurück, um ein einfaches Frühstück zu verzehren, und überlassen dem Liebesgott die Sorge für die Schafe. Dort wendet sich ein Hirt mit zärtlichen Worten an eine junge Schäferin, die lachend davonläuft; die Leichtfertige wird jedoch für ihre Unempfindlichkeit bestraft: sie tritt sich einen Dorn in den Fuß und muß sich niederlegen.

In seinen Bergen ist der Schäfer frei wie der Vogel in der Luft. Er hängt von Niemand ab und beugt sich nur vor Gott. Er weiß nichts von den tausendertel Fesseln, die in der Gesellschaft den Willen des Einzelnen bedingen. Seine Unabhängigkeit beseelt ihn mit einem majestätischen Stolz, — auf seinem Felsen dünkt er sich ein König auf dem Thron. Despourrins stellt diesen Stolz noch großartiger hin, als er eigentlich ist; er läßt einen Schäfer sagen, den seine Geliebte eines großen Herrn wegen verlassen:

„Ich bedarf weder der Reichthümer, noch der Ehren, noch der Titel, — ich bin ein Schäfer!“

„Mein abgetragenes Barett ist mir lieber, als der schönste mit Gold gestickte und Federn verzierte Hut.“

„Reichthümer verursachen neue Unruhe. Der vornehmste Herr mit allen seinen Schätzen darf sich nicht mit dem Schäfer vergleichen, der glücklich in seiner Hütte lebt.“

Despourrins' Schäfer haben, wie die des Virgil, nichts Hohes, sie sprechen die zärtlichsten und edelsten Gefühle aus; ihre Gedanken sind zart, ihre Unterhaltung sprudelt von Wis, ihre Ausdrucksweise ist einfach und lebhaft, und ihre Vergleiche sind stets schlagend. Ueberdies sind die Landleute der Pyrenäen wegen ihrer Höflichkeit und treffenden Antworten berühmt; man

sagt von ihnen, sie hätten nichts Grobes an sich, als ihre Kleider. Sie haben die glücklichsten Anlagen zur Musik und Poesie; sie besitzen einen Schatz von Gedichten voller Grazie und Originalität, die man in jeder Hütte singen hört. Man frage nach ihrem Verfasser, — Niemand kennt ihn, — sie sind ein Gemeingut. Zuweilen ertönt auf den Tristen ein neues Lied, an dessen Dichtung die Bewohner eines ganzen Dorfes Theil haben. Dieser hat einen Vers gemacht, sein Nachbar hat einen anderen hinzugefügt, und indem das Lied von Mund zu Munde geht, bereichert es sich mit einer Menge Einzelheiten.

Besonders bei den großen Lebens-Epochen, bei Hochzeiten und Todesfällen, zeigt die Volks-Muse ihre ganze Macht und Begeisterung, und die erlirten werden gewöhnlich durch eine sonderbare Komödie verherrlicht. Die Freunde des jungen Paares theilen sich in zwei Parteien, die sich gegenseitig durch satirische Gesänge necken, und bei dieser Gelegenheit lassen die Schäfer von Béarn ihrer spöttischen Laune den Zügel schießen. Es giebt keine Schelmerci, die man sich nicht im Scherz vorwürfe; das Ganze bildet eine Kette von bon mots, Spötereien und geistreichen Späßen. Hat man sich nun in diesem Wettstreit des Wizes erschöpft, so setzt man sich nieder zum ländlichen Mahle und schließt mit den vollen Gläsern in der Hand Frieden. — Sind bei Leichenbegängnissen die Verwandten und Freunde des Hingeschiedenen versammelt, um seinen Verlust zu betrauern, so stimmen zwei Ministranten aus dem Dorfe einen Todtengesang an, in welchem sie sein Leben schildern. Der Eine singt die guten, der Andere die schlechten Handlungen; jener will ihn zum Himmel emporheben, dieser ihn zur Hölle hinabstürzen.

In einem für Musik und Poesie so günstig disponirten Lande konnte es nicht fehlen, daß Despourrins' Dichtungen in den Herzen der Bewohner Wurzel faßten. Sie haben ihre Sitten, Vergnügungen, Feste, mit einem Wort ihr ganzes Leben durchdrungen und sind so national geworden wie die Schweizer-Lieder; mit ihren sanften Melodien singen die Mütter ihre Kinder in den Schlaf. Im Frühling des Lebens, wenn das Herz sich zu entfalten anfängt, wenn der erste Hauch der Liebe die junge Seele anweht, singen die Jünglinge und Mädchen Despourrins' Elegieen, um ihre Wünsche, ihre Besorgnisse, ihre Freuden und Leiden auszudrücken. Diese Dichtungen lassen in allen Herzen tiefe Eindrücke und holde Erinnerungen zurück. Wenn ein von seinem Vaterlande entfernter Béarner zufällig eine Melodie aus seinen heimathlichen Bergen vernimmt, bewegen ihn tausend Gefühle; er wird ergriffen, und milde Thränen perlen ihm aus den Augen.

Despourrins' Geschick hat etwas gemein mit dem der Dichter des Alterthums: zwei benachbarte Gegenden, die Vigorre und Béarn, streiten sich um die Ehre, ihm das Leben geschenkt zu haben. Es ist wahr, daß er lange in der Vigorre gewohnt hat, — er heiaß dajelbst das Schloß, dessen wir bereits erwähnten; es ist jedoch außer allem Zweifel, daß er im Jahre 1698 in Accous, einem kleinen Dorfe in dem Thale von Aspe, geboren wurde, welches das reizendste Thal von ganz Béarn und am meisten geeignet ist, die Wiege einer so ländlichen Muse zu seyn.

Despourrins hat seine Gedichte im Béarner Dialekt geschrieben, der sehr verschieden von der Vigorrorer Mundart und ganz besonders viel eleganter und wohlklingender ist. Während wir diese Zeilen schreiben, ist man im Thal von Aspe damit beschäftigt, dem Dichter eine Statue aus Marmor zu errichten, den man in den Bergen gebrochen hat, die er durch seine Lieder verherrlichte.

Eine Sonderbarkeit macht sich in seinen Poesieen bemerklich: die Schäfer seufzen, leiden, klagen und geloben Treue, während die Schäferinnen immer grauiam, leichtfertig und unbeständig sind. Die Gründe dieses Umstandes müssen sich in dem Dichter selbst finden, — vielleicht hat er in der Liebe viel zu leiden gehabt. In allen seinen Liedern herrscht eine tiefe Melancholie, die eine liebende und zerrissene Seele verräth. Man urtheile selbst nach den Strophen, die wir hier übersetzen:

„Ein junger Schäfer, der sein Vaterland verließ, drückte seinen Schmerz in folgender Weise aus: Leb' wohl, bescheidene Hürde, in der ich geboren ward, — ich steige in die Ebene hinab und bleibe fern bis zum nächsten Frühling.“

„Leb' wohl, meine Schäferin, meine süße Freude; — ich entferne mich von dem Gebüsch, in welchem wir von unserer Liebe sprachen; die Sorge für meine Heerde nöthigt mich, die Berge zu verlassen. Leb' wohl, bald lehr' ich zurück.“

„Nachtigall, die du auf dem Geirädch am Bach das Glück der Liebe singst, Vertraute meiner Zärtlichkeit, die meinen Schmerz sieht, bewache meine Geliebte, daß sie mich nicht verräth.“

„So endete das Lied des unglücklichen Schäfers; die Berge schienen seine Klagen zu empfinden und tönten sie zurück. Er verließ sein Dorf, bezorgt um seine Geliebte, und ach, nach wenigen Tagen ergab sich die Flatterhafte einem Anderen!“

Zuweilen stellt der Dichter seine Leiden in einer Allegorie dar: „Schäfer, komme und tröste mich über den Verlust meines schönsten Schafes. Noch vor einem Augenblick hüpste es auf dem Rasen, und jetzt ist es nicht mehr in meiner Hürde.“

„Hat ein reisendes Thier es mir entführt, oder verbirgt es sich muthwillig, um sich auffuchen zu lassen!“

„Es war die Zierde meiner Heerde; wer sein weißes, weiches Fell sah, rief — „o, der glückliche Hirt!“ Nun ist es verloren, — welch ein Schmerz! Find' ich es heut' nicht wieder, so scheint morgen die Sonne auf meine Leiche.“

„Zerstreut euch, ihr Schafe, — flieht den unglücklichen Hir-

ten, — gebe euch der Himmel eine gute Weide. Und Ihr, Schäfer des Thales, findet Ihr auf einer fernen Wiese meinen Liebling, so führt ihn zu mir zurück.“

Uebrigens sind diese Gedichte mehr dazu gemacht, gesungen als gelesen zu werden; ohne Melodie verlieren sie einen großen Theil ihres Reizes. Wie alle populaire Dichter, übte Despourrins die Musik eben sowohl als die Dichtkunst. Er hat seinen Romanzen und Elegieen die sanftesten und zärtlichsten Melodien gegeben. Er hat die Musik mit den Versen in solche Uebereinstimmung gebracht, daß man nicht zu sagen weiß, wurden die Worte für die Musik oder die Musik für die Worte gemacht; es ist, als wäre der Dichter stets auf doppelte Weise, mit Musik und Poesie, inspirirt worden.

In den Bergen und Thälern von Béarn muß man diese Melodien hören, wenn sie ihre volle Wirkung hervorbringen sollen. Oft stimmt ein im Gebüsch versteckter Hirt ein Lied an, und eine Schäferin auf einem Berggipfel antwortet ihm. Seine tiefe und wie ein Gebirgsstrom mächtige Stimme bildet mit ihren sanften, klagenden Tönen einen sonderbaren Kontrast; ein vielfaches Echo tönt diese Doppelgesänge zurück und idealisirt sie. Mit welchem Entzücken vernimmt man zum ersten Male, umgeben von einer so mannigfachen, malerischen Natur, diese originelle Musik! Man überläßt sich holden Träumereien, saugt jeden Ton begierig ein und glaubt sich in ein Zauberland versetzt.

Diese Musik hat nichts mit der gemein, welche in unseren Salons und Theatern gesungen wird. Im Allgemeinen gebricht es den neueren Komponisten an Einfachheit; sie streben mehr darnach, große Wirkungen hervorzubringen, als die Seele zu rühren; ihre Compositionen sind gelehrt und schwierig. Um sie zu singen, bedarf es großer Vorbereitungen, denn man hat gleichsam musikalisch-gymnastische Uebungen anzustellen. Die Béarner Melodien athmen dagegen eine süße Einfachheit, sie sind naiv wie die Hirten, von denen sie komponirt wurden; jeder Ton dringt zum Herzen, und man kann sie nicht hören, ohne gerührt zu werden. Sie gefallen aus jedem Munde, denn um sie singen zu können, bedarf es keiner außerordentlichen Stimme. In ihren Akkorden ist nichts Gelehrtes, nichts Gesuchtes, und dennoch tragen sie den Stempel der Originalität. Sie haben durchaus etwas Lokales, etwas Besonderes, wie der Wohlgeruch der Blumen, die auf dem Moos der Felsen wachsen.

Das Centralisations-System hebt alle Lokal-Unterschiede und alle Charakter-Originalität der einzelnen Stämme auf, die Frankreich bewohnen. Die große Idee Ludwig's XI., der für das ganze Land nur ein Gesetz, ein Maß und ein Gewicht haben wollte, ist nun verwirklicht. Die Centralisation gestaltet Alles um und bildet es nach demselben Leisten. Es giebt keine Provinzen mehr, sondern nur noch Departements, — keine Béarner, Bretagner und Bourguignonner mehr, sondern nur noch Franzosen. Wo man in den Provinzen noch Traditionen, Gedichte und Original-Melodien hat, da beeile man sich, sie zu sammeln.

Die Französische Civilisation ist wie ein großes Meer, dessen Fluthen in dem Lande, über welches sie hinrollen, alle Spuren der alten Bewohner vernichten. Alle Dialekte verschwinden allmählig; der Béarner verliert mit jedem Tage an Rheinheit und wird bald nichts als ein Patois seyn. Die Landleute der Pyrenäen fangen an, sich das lange schwarze Haar zu verschneiden, welches ihnen so malerisch auf die Schultern floß; sie legen ihre rothen Westen und braunen Kamajchen ab, und die jungen Mädchen vertauschen ihre schwarzsammetenen Nieder mit Kattunkleidern. Noch einige Jahre, und die Béarner Melodien wären vielleicht in den Bergen verhallt, wenn nicht ein junger Musiker, Edouard Sicahaig, daran gedacht hätte, sie zu sammeln. Er hat auch den Versuch gemacht, die Dichtungen Despourrins', mit Beibehaltung desselben Versmaßes, zu übersetzen.

Marcel Barthe.

England.

Tausend und Eine Nacht in Englischer Uebersetzung.

Endlich erhält auch England eine vollständige und nach dem Original bearbeitete Uebersetzung der Märchen von Tausend und Einer Nacht, dieser ewig jungen Erzeugnisse des morgenländischen Genies, die man unzählige Male lesen kann, ohne daß sie jemals von ihrem unnachahmlichen Zauber etwas einbüßten. Der Uebersetzer, Herr Lane, hat in seinem Werke „über die Sitten der heutigen Aegypter“ von seiner Kenntniß der Arabischen Sprache und der Aegyptisch-Arabischen Gebräuche vollgültige Proben abgelegt; und diese gründliche Sprach- und Sachkenntniß erweckt ein günstiges Vorurtheil für die Uebersetzung, wie für die erklärenden Noten, die jedem Kapitel angehängt sind. Zuweilen begnügt sich Herr Lane mit kurzen Erläuterungen; häufig aber enthalten seine Noten weitläufige Digressionen über Glauben und Aberglauben, Sitten, Gebräuche und wissenschaftliche Begriffe des Volkes, wenn man anders Wissenschaft nennen kann, was physisch unmöglich ist. Hier einige der interessantesten Noten dieser Art:

„Muhammedanische Glaubens-Artikel. 1) Glaube an Gott, der da ist ohne Anfang und Ende, den alleinigen Schöpfer und Herrn des Weltalls von gränzenloser Macht, Weisheit, Herrlichkeit und Vollkommenheit. 2) Glaube an seine Engel, die da sind unbesetzte Wesen, aus Licht geschaffen; desgleichen an die Genien (Dschinnen), welche sündigen können und aus Feuer ohne Rauch geschaffen sind. Die Teufel, deren Oberster Iblis oder

Schaitan (Satan), sind böse Geister. 3) Glaube an seine Heiligen Schriften, die ungeschaffene, seinen Propheten geoffenbarte Welt. Diese Schriften sind: der Pentateuch Moſe's, die Psalmen David's, das Evangelium Jeſu Chriſti und endlich der Koran, welcher ſämmtliche Offenbarungen früherer Zeiten theils aufhebt, theils läutert und verklärt. 4) Glaube an seine Propheten und Apoſtel. Die Vornehmſten derſelben ſind: Adam, Noah, Abraham, Moſes, Jeſus und Muhammed. Jeſus, herrlicher als alle frühere Propheten, iſt der Sohn einer Jungfrau, der Meſſias, das Wort Gottes, aber kein Theil ſeines Weſens, nicht Gott Sohn. Muhammed, der letzte und größte aller Propheten und Apoſtel, iſt das vollkommenſte und herrlichſte der Geſchöpfe Gottes. 5) Glaube an die Auferſtehung und das Gericht, an Belohnung der Guten und Beſtrafung der Böſen in einem künftigen Daſeyn. Kein Muhammedaner hat ewige Hölleſtrafen zu gewärtigen, und nur der Muhammedaner gelangt zur ewigen Seligkeit. 6) Glaube daran, daß Gott alle Begebenheiten vorher beſtimmt, mögen ſie nun gut oder böſe ſeyn."

Die Urtheile der Araber über das weibliche Geſchlecht ſind in folgender Note reſumirt: „Daß es dem Weibe an Weiſheit und Einſicht fehle, iſt bei den Muſelmännern eine unbeſtreitbare Thatſache, denn der Prophet ſelbſt hat ſo geurtheilt; aber ſie behaupten zugleich auch, daß die Frau liſtiger und verſchmizter ſey, als der Mann. In moraliſcher Hinſicht wird ſie viel tiefer geſtellt. „Ich ſtand“, ſo ſagte der Prophet, „vor dem Thore des Paradieses, und ſiehe da! die Reiſten ſeiner Bewohner waren Arme; — ich ſtand auch vor dem Thore der Hölle, und ſiehe da! ihre meiſten Bewohner waren Weiber.“ Der Chalife Omar ſagte in Beziehung auf die Frauen: „Fraget ſie um Rath und thut das gerade Gegentheil von dem, was ſie euch raten.“ Ein gelehrter Imam kommentirt hierüber, wie folgt: „Bevor der Mann etwas Wichtiges unternimmt, iſt es räthlich, daß er zehn verſtändige Männer befrage. Hat er nicht mehr, als fünf gute Freunde, ſo konſultire er jeden derſelben zwei Mal; hat er nur einen Einzigen, ſo konſultire er dieſen Einen zehn Mal, in zehn verſchiedenen Beſuchen. Fehlt ihm jeder männliche Rathgeber, ſo wende er ſich an ſein Weib und thue dann das gerade Gegentheil von Allem, was ſie ihm rath. So wird er ſeinen Zweck unfehlbar erreichen.“ Als das Weib geſchaffen wurde, ſoll der Teufel voll Herzensfreude gejagt haben: „Du biſt die Hälfte meines Heeres, die Bewahrerin meiner Geheimniſſe, mein Pfeil, mit dem ich ſchieße und das Ziel niemals verfehle.“

Die Muhammedaner glauben, wie es ſcheint, an zwei Arten von Schickſal — ein allgemeines unausweichbares und ein beſonderes, das, wenn Gott will, durch die Kraft des Geberes verändert werden kann. Bisweilen ſcheinen ſie ſogar anzunehmen, daß irgend ein beſonderes Ergebniß durch menſchliche Einwirkung abgewendet werden könne.

„Die Araber bedienen ſich gern der Zaubermittel und Arzneien, bald um Krankheiten zu heilen, bald auch, um Krankheiten vorzubeugen. Dieſer Hang bezeugt, daß ihr Glaube an das Schickſal nicht ſo unbedingt iſt. Oft ſiegen ſie Europäiſchen Reiſenden zudringlich an, ihnen eine Doſis Arznei zu geben, und je ſtärker das Heilmittel, deſto größer iſt ihr Vertrauen. Folgender Vorfall mag als Beiſpiel dienen. Drei Eſtreiber, welche die Bagage zweier Britiſchen Reiſenden von Bulak nach Kahira transportirten, öffneten eine Flaſche in einem Körbchen, die nach ihrer Meinung Branntwein enthielt, und jagten den Inhalt durch die Gurgel. Derjenige, welcher die Reige zu trinken hatte, bekam den Schwanz eines Skorpions in den Mund; er ſah auf den Boden der Flaſche und bemerkte mit Graußen, daß ein ganzer Haufe Skorpionen, Taranteln und Vipern darin lag. Alle glaubten, vergiftet zu ſeyn, vergaßen vor Todesangſt, daß es ein Fatum giebt, und ſchickten einen Boten an mich, der ſeine Kunde alſo einleitete: „O Efendi, thue eine Handlung der Nächſtenliebe; drei Männer haben ſich unwiſſentlich vergiftet; um Allah's Willen, gieb ihnen Medizin und rette ihr Leben.“ Dann erzählte er die ganze Sache, ohne den Diebſtahl zu verhehlen. Ich ſagte ihm, Diebe verdienen zwar keine Arznei; doch ſey ich bereit, ihnen Hülfe zu leiſten; denn es ſiehe geſchrieben: „Wer eine lebende Seele rettet, ſoll gleichgeachtet werden dem Retter der ganzen Menſchheit.“ Ich ſagte dies, um die Geſinnung des Boten zu prüfen, der meine Beſehenheit bewunderte und mir ſehr anlag, den Unglücklichen zu helfen, dieweil es noch Zeit ſey. Der Mann war alſo gewiß kein unbedingt Fataliſt. Ich gab ihm drei tüchtige Doſen Brechweinstein mit auf den Weg, und er brachte mir bald darauf die Kunde, daß meine Arznei wunderbar gewirkt habe.“

„Man findet einzelne Muhammedaner, die ſich, wenn die Peſt regiert, in ihren Wohnungen abſchließen; doch wird ein ſolcher Grad von Mißtrauen gegen das Fatum ſehr mißbilligt. Einem meiner Syriſchen Freunde, der dieſe Vorſichtsmaßregel gebraucht, hätten ſeine Nachbarn beinahe die Thür eingebrochen. Ein anderer meiner Freunde, der zu den ausgezeichnetſten Ulema's gehörte, bekannte mir, daß die Quarantaine-Anſtalt, ſeiner Ueberzeugung gemäß, erlaubt ſeyen, daß er es aber nicht wagen dürfe, dieſe Anſicht offen auszuſprechen. „Der Prophet“, ſo ſprach er, „hat uns anbefohlen, eine Stadt, wo die Peſt regiert, weder zu betreten, noch zu verlaſſen. Warum ſagte er: „Geht nicht hinein?“ — darum, weil wir uns, indem wir Solches thun, der Anſteckung

ausſetzen. Warum ſagte er: „Geht nicht hinaus?“ — darum, weil wir, Solches thugend, die Krankheit zu Anderen bringen. Der Prophet war zärtlich auf unſere Wohlfahrt bedacht; aber die heutigen Muſelmänner ſind im Allgemeinen Leute — wie Ochſen; ſie erklären den Ausſpruch des Propheten in folgender Weiſe: „Geht nicht in die angeſteckte Stadt, weil ihr ſonſt mit Uebereilung handelt, und geht nicht hinaus, weil ihr dadurch euer Mißtrauen in Gottes rettende Macht zu erkennen gebt.“

„Viele gemeine und unwiſſende Moſlemin behaupten, das unabwendbare Schickſal jedes Menſchen ſey ihm in die Röhre der Hirnſchale eingekrieben.“

Der vorliegende erſte Theil dieſer Engliſchen Ueberſetzung und Auslegung der Märchen Schehrasade's iſt mit einer Menge Holzschnitten geziert, die von echt orientaliſcher Anſchauung zeugen und Leben und Sitte des Morgenlandes mit gewiſſenhafter Treue darſtellen. Der Zeichner, Herr Harven, geht auf ſeinem künſtleriſchen Standpunkte Hand in Hand mit dem Ueberſetzer und Erklärer. Die Kavalkade der Fürſtlichen Brüder — das Bacchanal der treuloſen Sultanin mit ihren Sklaven im Garten — die Zusammenkunft des Weſirs und ſeiner Tochter Schehrasade, und die Aufnahme der Letzteren beim Könige, deſſen grausamen Vorſatz ſie ſo glücklich zu vereiteln weiß: Alles hat ein Gepräge von Wahrſcheinlichkeit, wie authentiſche Zeichnungen.

Herr Lane behauptet, daß die heutige Stadt Kahira, deren geſellſchaftlicher Zuſtand ihm das vornehmſte Material zu ſeinen Erklärungen lieferte, den Typus des alten Araberthums noch am treueſten bewahre. Wir können nicht darüber entſcheiden, ob dieſe Behauptung unbedingt richtig ſey; aber jedenfalls dürfen wir eine Uebertragung rühmen, deren Verfaſſer gründliche Gelehrſamkeit mit friſcher Beobachtung im Leben und mit ſeinem Sinn für das Schöne vereinigt.

Mannigfaltiges.

Wallenſtein Italiäniſch. Von Schiller's Wallenſtein iſt jetzt die erſte Italiäniſche Ueberſetzung erſchienen. Sie bildet einen Band des bereits in dieſen Blättern erwähnten, von G. Battaglia in Mailand herausgegebenen Muſſo drammatico, das ſich jedoch einſtweilen damit begnügt, die Tragödie „Wallenſtein's Tod“ (überſetzt von F. Vergani) zu liefern, während der Herausgeber es von dem Beifalle des Publikums abhängig macht, ob auch die beiden anderen Dramen der Schillerſchen Trilogie geliefert werden ſollen.

Die Gauchos in Südamerika. Sie wohnen in elenden Hütten aus Lehm und Rohrgeſteht, mit einem leichten Rohrdach, und nur ſchlecht gegen Sturm und Unwetter verwahrt. Oft hat man eine Tagereife von einer Wohnung bis zur nächſten zurückzulegen. Die Reiſten kommen in ihrem Leben nicht über die nächſte Umgebung ihrer Hütte oder ihrer Hacienda hinaus. Nicht ſelten war der Mann, welcher uns als Poſtillon führen ſollte, in großer Verlegenheit, den Weg zur nächſten Station zu finden, und ſo oft wir uns bei einem Gaucho über die Lage der Dertter und Gegenden erkundigen wollten, fand es ſich, daß er nur in der nächſten Nähe ſeines Wohnplatzes Beſcheid wußte. Und doch legen ſie bei der Straußenjagd oder auf der Flucht vor feindlichen Indianerhorden oft ganz ungläubliche Strecken wie im Fluge zurück und entfernen ſich wohl hundert Stunden und weiter von ihrer Wohnung, ſo daß ich nicht begreife, wie ſie bei ihrer geringen Ortskenntniß ſich wieder heim finden, wenn der Inſtinkt des Pferdes nicht etwa das Beſte dabei thut. Der Gaucho iſt überhaupt nur ein halbes Weſen, wenn er nicht zu Pferde ſitzt: er und ſein Pferd machen Eins. Das Pferd wächſt mit ihm zuſammen auf, iſt ſein Geſpiel von Kindheit an. Wie manchen dreijährigen Fublen hab' ich geſehen, der ein muthwilliges dreijähriges Füllen beim Schwanz packte und ſich ihm von hinten auf den Rücken ſchwang! Das Kind des Gaucho kann kaum auf ſeinen eigenen Beinen ſtehen, kaum die eigenen Arme und Hände regieren, ſo übt es ſich ſchon im Werfen des Laſſo. Sein erſtes Spielzeug iſt eine Schnur mit einer Schlinge, die es ſeiner Puppe über den Kopf wirft; dann müſſen ihm die Hühner und Tauben und andere kleine Thiere zur Uebung ſeiner Geſchicklichkeit dienen; endlich jagt der herangewachſene, vollkräftige Mann, auf windſchnellem Roß, mit dem Laſſo und der Bola*) den wilden unbändigen Büffeln und den Straußenvögeln nach. Die eigene Wohnung hat für den Gaucho wenig Reiz; darum baut er ſie auch ſo nachläſſig. Zu Hauſe iſt er träge, indolent, faulſenzeriſch. Aber draußen, zu Pferd, dahinsprengend über die weiten Grasflächen, das Waidmeſſer im Gürtel, den Laſſo im Arme, da iſt er in ſeinem Element, da entwickelt er ſeine ganze phyſiſche Energie. Es iſt ungläublich, was der Gaucho zu Pferde leiſtet, wie groß ſeine Kühnheit und Gewandheit iſt, wie unermüdtlich ausdauernd ſeine Kraft. Aus dem unerſchrockenen Jäger wird leicht ein tapferer Kriegermann, und alſo ſolche haben ſich die Gauchos in den jüngſten Zeiten hinlänglich bewährt; noch gegenwärtig liegen ſie in beſtändiger Feindſeligkeit mit den freien Indianer-Stämmen des inneren Landes, und kein Jahr vergeht ohne Ueberfälle und Gefechte.“

(Campbell Scarlett's South-America.)

*) Die Bola, richtiger in der Mehrzahl Bola's, beſteht aus einer Anzahl Riemen, die in einem Griff zuſammenlaufen; an jedem Riemen iſt eine bleierne Kugel (bola) befestigt.